

## Literatur-Tipp

### „Gedichte zur Gottesfrage“ von Georg Langenhorst

#### Siegfried Schröer

Wenn Sie für Ihren Unterricht nach kurzen und prägnanten Texten suchen, die von Gott sprechen bzw. die Gottesfrage thematisieren, werden Sie in dem Buch „Gedichte zur Gottesfrage“ von Georg Langenhorst (München 2003) fündig. Der Autor, Professor für Religionspädagogik an der Universität Erlangen/Nürnberg, hat dieses Buch ähnlich wie sein 2001 erschienenes Werk „Gedichte zur Bibel“ (vgl. „Lupe“ 3/4-2005, S. 73 f) als „Werkbuch für Schule und Gemeinde“ gestaltet.

Die von ihm vorgestellten, interpretierten und didaktisch erschlossenen 48 Gedichte stammen vorwiegend von Autoren des 20. Jahrhunderts, die die Gottsuche und Gottesehnsucht, aber ebenso die Gotteskrise und die Gottesleugnung zur Sprache bringen. Zuvor aber wendet Langenhorst den Blick zurück und lässt vier ganz von der christlichen Tradition geprägte Dichter zu Wort kommen: Friedrich Spee von Langenfeld, Paul Gerhardt, Annette von Droste-Hülshoff und Eduard Mörike. Im folgenden Kapitel stellt er Gedichte vor, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden sind und deren Verfasser sich noch dem „Geist der <christlichen> Tradition“ verpflichtet wissen (Rainer Maria Rilke, Gertrud von le Fort, Jochen Klepper, Reinhold Schneider). Das dritte Kapitel enthält Gedichte aus dem Geist des Judentums, die ebenfalls in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geschrieben worden sind, aber – bei aller noch verbliebenen Gottesgewissheit – schon von Zweifel und Klage und einer schmerzhaften Gottesbeziehung gekennzeichnet sind (Else Lasker-Schüler, Karl Wolfskehl, Gertrud Kolmar, Ivan Goll). Diese drei Kapitel fasst Langenhorst unter dem Titel „Grundlegungen“ als ersten Hauptteil seines Buches zusammen.

Den breitesten Raum nehmen die beiden Hauptteile II und III ein, in denen jeweils zwölf Gedichte unter den Titeln „Zeugnisse zerbrechender Gottesgewissheit“ und „Gebet und Gegengebet“ vorgestellt und interpretiert werden.

Im Hauptteil II signalisieren schon die Überschriften der drei Kapitel, dass hier die Gotteskrise der Moderne ohne Scheuklappen angegangen wird: „De Profundis: Christliche Stimmen zwischen Klage und Anklage“ (Texte von Ernst Thrasolt, Christine Lavant, Thomas Bernhard, Ernst Jandl); „Gedichte nach Auschwitz? – Zwischen Stammeln und Verstummen“ (Texte von Nelly Sachs, Paul Celan, Johannes Bobrowski, Marie-Luise Kaschnitz); „Gott ist tot! – Zwischen Verabschiedung und Absage“ (Texte von Bertolt Brecht, Günter Kunert, Ernst Meister, Adolf Endler). Während bei Nelly Sachs und Paul Celan der jüdische und bei Johannes Bobrowski und Marie-Luise Kaschnitz der christliche Hintergrund bei allen Zweifeln noch durchscheinen, rechnet etwa Bertolt Brecht schonungslos mit einem Gott ab, der „ewig und unsichtbar, strahlend und grausam über dem ewigen Plan“ und dem Elend der Menschen thront („Hymne an Gott“) und sieht Günter Kunert in den Menschen hilflose „Götter“, über denen es nichts anderes gibt – erst recht keinen gnädigen und barmherzigen Gott. Das von Langenhorst vorgestellte Gedicht von Günter Kunert sei hier als exemplarisch dokumentiert und gedeutet:

Günter Kunert: Götterdämmerung

Nicht festzuhalten: Dieser Tag, Das Leben.  
Gewebe löst sich auf und schwindet hin.  
Was auch geschieht, du suchst den Sinn.  
Zumindest wirst du danach streben.

Du kannst die Einsicht nicht ertragen:  
Aus Dreck und Feuer eine Spottgeburt,  
die haltlos durch das Universum tourt,  
stets auf der Flucht vor solchen Fragen.

Erkenntnis die: Wir können uns nicht fassen.  
Und finden keinen, der uns Göttern gleicht.  
Und keinen, der uns Hilfe reicht.  
Wir sind uns ohne Gnade überlassen.

Man könnte auch sagen: Wir Menschen sind ein hoffnungsloser und aussichtsloser Fall, sinnlos der Vergänglichkeit preisgegeben in das Universum geworfen, sind selber „Götter“ und doch hilflos; von einem uns gnädig gestimmten Gott „über uns“ kann ohnehin keine Rede sein. Wenn man einen Schritt weitergehen will: Der Götterdämmerung bzw. dem Tod Gottes folgt die Menschendämmerung bzw. der Tod des Menschen, weil diese sinn- und aussichtslose Existenz nicht zu ertragen ist. Auf die Frage, ob Literatur Sinnstiftung und Lebensorientierung anbieten könne, antwortet Kunert selbst: „da muss die Literatur kapitulieren. Ihre Antwort ist: Keine Antwort.“ (G. Kunert: Diesseits des Erinnerns, Aufsätze, München/Wien 1982) Auch die Literaten sind demnach hilflos angesichts der Sinnfrage. Aber als einer von ihnen konfrontiert Kunert seine Leser schonungslos mit der Konsequenz, die sich für den Menschen aus dem Tod Gottes ergibt, und folgt damit der Spur des „tollen Menschen“ in Nietzsches Parabel aus dem Buch „Die fröhliche Wissenschaft“: „Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht?“ Man mag auch an Martin Walsers Wort denken, dass uns das „Fehlen Gottes wie ein ziehender Zahnschmerz peinigt“.

Im Hauptteil III („Gebet und Gegengebet“) werden einerseits Gedichte präsentiert, die in Gebetsform sich radikal gegen Gott, besonders gegen den Vater-Gott, wenden, andererseits solche, die zögernd und zweifelnd sich ihm wieder zuwenden (Gedichte von Robert Gernhardt, Ernst Jandl, Rose Ausländer, Robert Schneider, Marie-Luise Kaschnitz, Ulla Hahn, Hans Magnus Enzensberger, Rainer Malkowski, Hilde Domin, Kurt Marti, Hans Ulrich Treichel, Ralf Rothmann). Besonders drastisch fällt die – formal dem Glaubensbekenntnis nachgebildete – Absage an Gott bei Ernst Jandl aus, der sich aus einer angstbesetzten religiösen Sozialisation zu befreien sucht und dabei vor Wendungen aus der Fäkal Sprache nicht zurückscheut („Ich klebe an Gott“).

Als exemplarisch für eine neue Annäherung an Gott kann das Gedicht „Psalm Meier“ (2000 veröffentlicht) von dem vor allem als Romancier bekannten (wie Jandl aus einem katholischen Milieu stammenden) Ralf Rothmann angesehen werden. Langenhorst ist der Auffassung, dass ein „Autor mit Profil“ ein solches Gedicht vor dreißig Jahren nicht hätte veröffentlichen können, „ohne seinen Ruf als ernsthafter Schriftsteller zu gefährden“. Man hätte ihn damals „überrascht-entsetzt in eine religiöse Schublade gesteckt und vergessen“. Heute aber sei „Religion wieder ein offenes mögliches Thema“, weil die „Kirchen nicht mehr als mögliche Machtinstitutionen wahrgenommen werden, welche diese Texte vereinnahmen könnten und gegen deren Zugriff man sich als Autor schützen müsste.“

Ralf Rothmann: Psalm Meier

Lobe ihn, meine Seele, preise ihn mit aller Kraft,  
mit der Faust in der Tasche und dem  
Totenschein in der Faust. In deinem kranken Schmuck,  
dem Kleid aus Grind und Karzinomen,  
lobe den Herrn, bis du am Boden liegst  
und nichts mehr tragen kannst. Bis du erfährst,  
was uns trägt.

Bedenke, dass du nicht stirbst, meine Seele,  
dass alle Winter der Welt in diesem Frühjahr blühen,  
versuche nicht, klüger als das Gras zu sein.  
Überhöre das Schweigen der Spötter,  
lass dich verlachen und lache mit: Die ihren Bauch blähen  
mit fetten Reden, deinen Jubel buchstabieren und  
den Geist verkünden aus dem Feuilleton der Toten,  
sie sind bestenfalls bei Verstand.  
Ihr Gott ist ein Gefrierfach.

Vergib dir deine früheren Wege,  
dein billiges, dreckiges Schaumstoff-Leben,  
verzeih dir schnell, meine Seele, denn niemand wird klagen  
am Ende deiner Zeit, kein Engel wird sagen: Karl Meier,  
warum bist du nicht Jesus gewesen. Oder wenigstens  
ein Märtyrer. Aber jeder Halm, jeder Stein, jeder  
berstende Stern fragt dich schon jetzt: Warum bist du nicht  
Karl Meier gewesen?

Lobe den Herrn. Lies die verblichene Schrift.  
Sieh, wie schön du wirst über den Zeilen, ein Freund  
der Lieder. Rufe ihn, meine Seele, ruf ihn jetzt.  
In jedem „Wo bist du?“ sind hundert  
„Hier“.

Dieses Psalmgedicht kann durchaus irritieren und den Leser fragen lassen, ob der Autor die Aufforderung zum Lobpreis des Herrn ernst meint oder ob das pure Ironie ist. Der Psalmenbeter kennt allerdings die Spannung, die auch dieses Gedicht durchzieht, die Spannung zwischen Lobpreis und Klage, ja Anklage, wie sie charakteristisch ist für den Psalm 22 („Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“), aber auch für die beiden Psalmen 102 und 103 im Zusammenhang gelesen. Da wird nichts beschönigt an der menschlichen Existenz im Elend angesichts des Todes. Da werden auch die Wut und die Empörung nicht verschwiegen. Aber den Spöttern, den Aufgeklärten und Besserwissern, die den Tod vergöttern, wird eine Absage erteilt. Gegen sie wird eine Hoffnung auf Unsterblichkeit aufgeboten, deren Voraussetzung der Glaube an einen lebendigen Gott ist.

Damit liegt das Gedicht Rothmann auf der Linie der folgenden zwölf Gedichte, die Langenhorst unter den Titel stellt: „Texte neuer Annäherung an Gott“. (Gedichte von Reiner Kunze, Eva Zeller, Kurt Marti, Michael Krüger, Richard Exner, Friederike Mayröcker, Christine Busta, Silja Walter und Heinz Piontek.) Das zweite Kapitel dieses IV. Hauptteils des Buches ist überschrieben: „Auf

der Suche nach einer neuen Gottesrede“. Diese Suche soll abschließend am Beispiel eines Gedichtes von Christine Busta verdeutlicht werden.

Christine Busta: Schneepsalm

Heute nenn ich Dich Schnee,  
Du unerschöpflicher Schöpfer  
vergänglicher Sternkristalle,  
der die nackten Äcker bekleidet,  
den Wanderer weglos macht  
und die ärmlichsten Hütten  
füllt mit Geborgenheit und Einkehr.

Schwebender Du, der den Bäumen Last wird,  
der die tapferen Krähen auswirft  
in die Stille und die Tiere  
aus den Wäldern den Menschen nahbringt,  
der die Hilflosen hilfloser macht  
und die Hilfsbereiten bereiter.

Lautloser, der das Vertrauen entfremdet,  
wird uns deine Fülle begraben,  
werden Flüche das Lob ersticken?  
Morgen vielleicht schon wird uns Dein Weiß  
blenden und Du beginnst zu tauen.  
Herrlicher! Dann nenn ich Dich Sonne.

Der Anfang und das Ende dieses Gedichtes lassen erkennen, dass die Dichterin neue Namen für den „Namenlosen“ sucht und sie auf ihre Tragfähigkeit abklopft. Sie scheut sich nicht, den Ungreifbaren und „unerschöpflichen Schöpfer“ mit „Du“ anzureden, aber sie lässt auch die Zweifel zu, ob der „Schwebende“ und „Lautlose“ dem Betenden nicht auch „das Vertrauen entfremdet“ und ob „Flüche <nicht> das Lob ersticken“ könnten. Die von ihr gebrauchten Bilder markieren Annäherungspunkte und wollen nicht alles abdecken, was von Gott noch gedacht werden könnte – und vielleicht auch gesagt. Der Ton der Ehrfurcht aber ist gegen alle Zweifel in diesem Gedicht nicht zu überhören.

Nachbemerkung: Unser Reden, wenn es um Gott geht, sollte nie vergessen machen, dass Gott nie Gegenstand, Objekt sein kann. Deshalb ist die – leider auch mehrfach von Langenhorst gebrauchte – Wendung „Reden über Gott“ fatal, ja unzulässig. Auch die Theologie kann keine „über“ Gott redende Wissenschaft sein, sie kann allenfalls den Glauben an Gott und seine Ausprägungen in Geschichte und Gegenwart zum Gegenstand haben. Allenfalls können wir „von“ Gott reden, „von“ seinem Wort, das uns getroffen hat, „von“ Begegnungen mit ihm, die unser Leben existentiell getroffen haben. Und die Theologie ist dann nichts anderes als das Reflektieren und Systematisieren dessen, was glaubenden Menschen in der Gottesbegegnung widerfährt oder widerfahren ist. Eine bleibende Aufgabe der Theologie ist deshalb auch das geduldige Hören auf poetische Zeugnisse solchen Glaubens und seiner Anfechtung. Dazu hat Langenhorst mit seinem Buch einen wichtigen Beitrag geleistet.